

TOMÁŠ HALÍK

Der Synodale Weg in Deutschland

Eindrücke und Beobachtungen von außen

Die meisten Katholik:innen in der Tschechischen Republik haben leider wenige Informationen und auch wenig Interesse daran, was in den Kirchen der Nachbarländer geschieht. Es gibt noch viele Vorurteile, Stereotype und Berührungsängste. Viele Christ:innen erlitten in der Begegnung mit westlich geprägten Kirchen nach der Wende einen „Kulturschock“. Aber für andere war die Zeit der Verfolgung Kairos der Reinigung der Kirche von vormaligem Triumphalismus und Klerikalismus. In den gegenwärtig polarisierten Zeiten wird dieser Teil der Kirche (eine kleine, aber lebendige Minderheit) – vielfach Sympathisant:innen von Papst Franziskus – aktiviert. Diese Menschen verfolgen den Synodalen Prozess in der deutschen Kirche mit Sympathie und Erwartung. Aber auch sie stellen eine Reihe kritischer Fragen. – Prof. PhDr. Tomáš Halík Th.D., Dr. h. c. ist Professor für Soziologie an der Karlsuniversität, Hochschulseelsorger in Prag und Präsident der Tschechischen Christlichen Akademie. Er wurde 1978 in Erfurt geheim zum Priester geweiht und wirkte in der sog. „Untergrundkirche“. 1990–1993 war er Generalsekretär der Tschechischen Bischofskonferenz und Konsultor des Päpstlichen Rates für den Dialog mit Nicht-glaubenden. Benedikt XVI. verlieh ihm den Ehrentitel Päpstlicher Prälat. Er erhielt mehrere internationale Preise – Kardinal-König-Preis (2003), Romano-Guardini-Preis (2010), Templeton-Preis (2014) etc. – und Ehrendoktorate in Erfurt (2014) und Oxford (2016). Aktuelle Veröffentlichung: Die Zeit der leeren Kirchen. Von der Krise zur Vertiefung des Glaubens, Freiburg/Br. u. a. 2021.

Was denken Katholik:innen in der Tschechischen Republik über den Synodalen Weg der katholischen Kirche in Deutschland? Wie schätzen sie diesen Prozess ein? Was nehmen sie davon überhaupt wahr? Meine Antwort fällt eher skeptisch und wenig ermutigend aus. Ich befürchte, dass die meisten Gläubigen, aber auch viele Geistliche (und selbst die Gläubigen in den Reihen der Geistlichen), nicht nur wenige Informationen, sondern auch wenig Interesse daran haben, was in den Kirchen der Nachbarländer geschieht. Zwar sind die Berliner Mauer und der Stacheldraht an der Grenze seit über dreißig Jahren gefallen. Aber sie wirken in der Mentalität unserer Kirche weiterhin nach. In den Köpfen der Gläubigen kann man immer noch auf wachsamen Grenzschutzbeamte und ihre aggressiven Hunde treffen: auf Vorurteile, Stereotype, Ressentiments, Minderwertigkeitskomplexe, Fehlinformationen, paranoide Sorgen und Verschwörungstheorien, Berührungsängste und mangelnde Kenntnisnahme des weiteren Umfelds.

Die Christ:innen in postkommunistischen Gesellschaften suchen die Ursache dafür gern in der kommunistischen Vergangenheit. In Wirklichkeit aber sind unsere Kirchen für die Zurückhaltung und Unfähigkeit verantwortlich, mit diesem bitteren Erbe angemessen umzugehen. Das kommu-

nistische Regime hat versucht, unsere Kirche vollständig vom Gang der Weltkirche loszulösen und zu isolieren. Die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils wurden in der Tschechischen Republik nur in Teilen und vielfach nur formal und oberflächlich akzeptiert – hauptsächlich deshalb, weil es an Wissen über ihren intellektuellen Kontext, die zeitgenössische Theologie, mangelte.

Verfolgte Christ:innen haben in ihrer Kirche keine Erfahrung mit Pluralität und Dialog, gar einer konstruktiven Streitkultur, gemacht. Die einzelnen Gruppen wussten wenig voneinander. Sie durften nicht frei kommunizieren. Sie konnten ihre Meinungen und Erfahrungen nicht frei äußern und sich darüber nicht auseinandersetzen. Die Existenz eines externen Feindes stärkte einerseits ihre gegenseitige Solidarität, schürte andererseits aber auch die Illusion, es gebe eine tiefen innere Verbundenheit in ihrer Kirche. Einheit im Kampf oder in der Verteidigung gegen einen äußeren Feind ist jedoch keine organische Einheit in gesunder Vielfalt. Als nach dem Ende des Kommunismus im Licht der Freiheit innerhalb der Kirche ganz natürliche Unterschiede auftauchten, waren viele überrascht. Es stellte sich heraus, dass viele Christ:innen gar nicht mehr „ohne den Feind“ leben konnten. Nachdem nun der Kommunismus nicht mehr als Feindbild taugte, nahm der „westliche Liberalismus“ diese Stelle ein. Eng verbunden mit dem vermeintlich „korrupten Westen“ sah man auch die wohlhabende Kirche in Deutschland. Kirchen in postkommunistischen Ländern nahmen zwar gern materielle Hilfe aus dem Westen an. Aber im Unterbewusstsein vieler Gläubigen blieb kommunistische antiwestliche Rhetorik lebendig. Minderwertigkeitskomplexe wurden durch ein unkritisches Selbstwertgefühl kompensiert – man denke etwa an Kardinal Meisners Lieblingsdiktum „Ex Oriente lux, ex Occidente luxus“ (Aus dem Osten das Licht, aus dem Westen der Luxus).

Für diese problematische Konstellation gab es eine Reihe von Gründen. Viele Christ:innen erlitten in der Begegnung mit westlich geprägten Kirchen geradezu einen „Kulturschock“. Insbesondere waren sie es nicht gewohnt, Amtsinhaber und kirchliche Autoritäten zu kritisieren. Johannes Paul II., der slawische Papst aus dem Osten, war für viele eine unantastbare Ikone. Als er den päpstlichen Thron bestieg, erfüllten sich in Osteuropa lang gehegte Träume vieler Gläubigen. Daher wollten viele nicht sehen, dass die erste Generation von Bischöfen nach der Wende nicht auf die schwierige Aufgabe vorbereitet war, den Übergang zu einer pluralistischen demokratischen Gesellschaft zu gestalten, und eine Reihe von Fehlern gemacht hat und immer noch macht.

Darüber hinaus wurde die katholische Kirche in der Tschechischen Republik bald nach der Wende zu einer beliebten Projektionsfläche konservativer Katholiken (z. B. von „Kirche in Not“). Sie glaubten, diese Kirche hätte die